

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 19.

Montag, 24. Januar

1927.

Strandgut.

(15. Fortsetzung.)

Roman von W. Med.

(Nachdruck verboten.)

Wie ein Dieb schlich sie die Treppe hinunter und zur Hintertür hinaus. Nur die Leuteföchin begegnete ihr.

„Schon so früh zugang, gnä' Fräulein?“ fragte sie erstaunt, denn „Nestvogel“ war als Langschläferin bekannt.

„Ich hab' Kopfweh und möchte ein bißchen an die Luft“, murmelte Doralies, hastig an ihr vorbeistreichend.

Im Park unter ihrem Fenster lag die Tasche. Sie raffte sie auf, und als sie außer Schweite des Hauses war, fing sie an zu laufen bis zum Hinterspörtchen des Parks. Es war verschlossen. Aber sie hatte noch nicht verlernt über den Zaun zu klettern. Und nun fort, ohne zurückzusehen. Die Landstraße war fast menschenleer, noch nicht einmal die Wagen, die die Milch von den Gütern zur städtischen Molkerei führten, waren unterwegs. Nur ein Radfahrer flüchte vorbei und verschwand. Doralies, die die Welt sonst immer vom Wagen aus gesehen hatte, fand sie heute merkwürdig groß. Wie weit sich rechts und links bis zum Horizont das Land ausbreitete, und die arme Doralies Kalumie mitten drin, ein jämmerliches, winziges Pünktchen. Sie fühlte sich ein wenig wie Andersen's Entlein, das sich aus dem Hühnerhof herausgewagt hat. Sie lief und lief so schnell die Füße sie tragen wollten, „Als könne sie damit der großen Leere um sich her enttrinnen, und als endlich die Türme der Stadt und dann die ersten Häuser auftauchten, fühlte sie so etwas wie Schutz. Auf den Straßen war's noch verhältnismäßig still, Frauen und Männer gingen mit weitausholenden Schritten zur Arbeit. Ein alter Straßenkehrer schimpfte zum Takt seines Besenstängels laut vor sich hin. Ihm schien irgendetwas nicht recht zu sein.“

Im Bahnhof stand vor dem Schalter eine Anzahl Menschen, und als die Reihe an Doralies kam, forderte sie eine Karte zweiter Klasse nach Bremen. Sie war mit Asta immer zweiter gefahren und kannte nichts anderes, nun aber erschreckte sie der Preis.

„Haben Sie nichts Billigeres“, stotterte sie.

„Sie können ja dritter fahren, oder vierter“ sagte der Beamte kurz und knurrig ob der Verzögerung.

„Dann bitte dritter. Und wann geht der Zug?“

„In einer halben Stunde. Aber Hamburg.“

Sie wollte noch etwas fragen, aber ein ungeduldiger Hintermann hob sie beiseite.

Sie ging in die Halle, setzte sich auf eine Bank, sprang aber in Unruhe bald wieder auf. Wäre sie nur erst fort. Ob man sie jetzt bereits in Hohenwarden vermisse? Ob Asta sie suchen lassen würde? Durch die Polizei etwa? Vor Gerhard Torade brauchte sie sich nicht zu fürchten. Sie kannte ihn genug, um zu wissen, daß sie ihm durch ihren heutigen Schritt wertlos geworden war. Dann dachte sie an Rolf Tadeses und was er sagen würde, wenn er sie hier sitzen sähe, halb Flüchtling, halb Ausgestoßene. Wie lustig waren sie gestern gewesen. So lustig, daß der eine Kuß, den Asta zu einer Todsünde stempelte, so natürlich erschienen war wie die Schaumperlen im Sekt.

Dann endlich kam ihr Zug, sie stieg ein und nun

trug jede Umdrehung der Räder sie weiter hinweg von Hohenwarden. Als die Gegend ein völlig fremdes Gesicht bekam, wurde es Doralies ein wenig beklommen ums Herz, und sie empfand das Verlangen, sich mitzuteilen. Eine grauhaarige Dame ihr gegenüber schien ihr vertrauenswürdig.

„Kennen Sie Bremen, gnädige Frau?“

„Nein, weshalb meinen Sie?“

„Ich möchte da nämlich eine Stellung annehmen als Stütze oder sowas.“

„Sie haben schon eine?“

„Nein. Das leider nicht. Aber ich dachte, ich fände wohl. Was tut man dabei?“ setzte sie zutraulich hinzu.

Die Dame sah sie prüfend an. Kleidung und Manieren sprachen von guter Herkunft. Auch eine gewisse weltfremde Angstlichkeit schien dazu zu passen. „Haben Sie Beziehungen in Bremen, Bekannte, die Sie aufnehmen könnten?“

„Nein, ich kenne niemand.“

„Wie alt sind Sie?“

„Achtzehn.“

Die Dame zog die Brauen hoch. „Und dann fahren Sie so ins Blaue hinein? Das ist ein wenig riskant, mein Kind. Helfen kann ich Ihnen leider nicht. Ich kenne weder die Stadt, noch fahre ich dahin, möchte Ihnen aber dringend raten, sich gleich auf dem Bahnhof an eine Dame der Bahnhofsmision zu wenden. Sie wird Ihnen sichere Unterkunft nachweisen, bis Sie gefunden haben, was Sie suchen.“

Inzwischen war die Station erreicht, wo die Dame aussteigen mußte.

„Also in Hamburg umsteigen, kleines Fräulein. Und vergessen Sie nicht die Bahnhofsmision“, rief sie noch zurück und fragte sich dabei, wer wohl dies unbedarzte Kücken so allein in die Welt hinausgeschickt habe.

Gegen Mittag langte Doralies in Bremen an und nun hieß es, die letzte Konsequenzen ihres Wagemuts ziehen. Es war doch recht seltsam zu denken, daß es in dem Häusermeer, das sich da ausbreitete, nicht einen einzigen Menschen gab, der freundlich zu ihr sagen würde: „Guten Tag, Doralies.“

Aus allen Abteilen des langen Zuges quollen Reisende hervor, und auf dem Bahnsteig standen andere, die ihre Plätze einzunehmen wünschten. Es gab ein Gewimmel und Gedrängel und Doralies stand ratlos dazwischen, ihr Täschchen in der Hand und ließ sich vom Strom treiben. Was begann man nun zunächst?

„Wissen Sie vielleicht —?“ wandte sie sich an eine Frau, aber die hatte es entsehrlich eilig, und hörte gar nicht hin. Da fiel ihr der Rat jener Fremden ein, an die Bahnhofsmision sollte sie sich wenden. Ja, aber wo war die? Suchend sah sie sich um, das Getriebe hatte sich inzwischen schon etwas gelichtet. Da trat eine Dame an sie heran. Schwarz gekleidet, mit verschleiertem Krepphut.

„Sie scheinen fremd hier, mein Fräulein. Suchen Sie jemand?“ sagte sie mit ungewöhnlicher Liebenswürdigkeit.

„Ich bin ganz fremd hier und möchte mir eine Stelle

suchen", sagte Doralias, der es schon wohl tat, angerebet zu werden. "Aber ich muß doch wo anfangen, und man hat mir gesagt, die Bahnhofsmillion könnte mir —. Gehören Sie vielleicht dazu?" unterbrach sie sich. Ein sonderbarer Schein lief über das Gesicht der Dame in Trauer.

"Gewiß, ich gehöre dazu. Sie können ruhig mit mir kommen."

"Und kann ich bei Ihnen logieren, bis ich was gefunden habe?"

"Aber natürlich, ich helfe Ihnen mit allem zurecht, wo Sie nicht Bescheid wissen."

"Ich habe aber nicht viel Geld."

"O, das macht nichts. Das werden wir schon kriegen. Sobald Sie verdienen, rechnen war ab. Wo sind Sie denn her, mein Fräulein? Vom Lande?"

"Ja."

"Haben Sie noch Eltern?"

"Nein. Eigentlich nicht."

"Na, dann kommen Sie nur. Wir nehmen ein Auto und fahren nach meiner Wohnung."

Doralias war müde und hungrig und ganz bereit, sich von der entgegenkommenden Fremden ins Schlepptau nehmen zu lassen. Die „Dame von der Bahnhofsmillion“ hatte jetzt freundschaftlich bei ihr ein und führt sie schnellen Schrittes zu einem der vorm Bahnhof haltenden geschlossenen Autos und murmelte ihre Adresse. Als der Fahrer den Schlag öffnete, schien es Doralias, als ob er sie besonders anblide, ihr mit den Augen ein Reichen mache, doch mußte das wohl Täuschung sein. Das Auto setzte sich in Bewegung, rannte tütend über den Platz, durch viele Straßen, und um viele Ecken, tief in die Stadt hinein. Die Dame von der Bahnhofsmillion sah schweigsam, aber Doralias fühlte ihre Blicke durch den Trauerschleier in einer Weise auf sich gerichtet, die ihr ein sonderbares Unbehagen verursachte. Endlich hielt das Auto. Die Trauernde stieg aus, hielt Doralias Rechte mit einer Hand fest, während sie mit der anderen dem Fahrer das Geld reichte und diesmal sah Doralias ganz deutlich, daß der Mann ihr zublinzelte.

Die Dame entnahm ihrer Manteltasche einen Hausschlüssel, und Doralias bemerkte, daß die Tür weder von außen noch von innen eine Klinke habe.

"Sonderbar", dachte sie und fühlte sich gleichzeitig von beklemmender unerklärlicher Angst erfasst.

Die Dame zog sie an der Hand über die Schwelle in die Diele, die von einem merkwürdigen süßlichen Duft erfüllt war. Aber Doralias sprang zurück.

"Entschuldigen Sie. Ich möchte doch lieber nicht —"

"Nanu, was ist das?" Ich meine, Sie hätten allen Grund, mir dankbar zu sein", sagte die angebliche Millionsdame mit bösem Aufblitzen der Augen, indem sie Doralias von neuem packte und die Haustür zuzuworfen versuchte, aber Doralias stellte den Fuß dazwischen und rang sich los.

"Emil", kreischte die Dame, riß Doralias die Tasche weg und warf sie weit in die Diele hinein, in der Erwartung, daß die Einfalt vom Lande ihrem Eigentum nachspringen werde, aber während oben an der Treppe der herbeigerufene Emil erschien, stieß Doralias die Person, in deren Gesicht die bisherige Ratenfreundlichkeit sich in ein widerliches Gemisch von Wut und Gemeinheit verwandelt hatte, mit kräftiger Faust vor die Brust und gewann das Freie, stob wie gekehrt die Straße hinunter, von Zeit zu Zeit sich umsehend, ob man sie verfolge, stürmte blindlings weiter und rannte, als sie zum wer weiß wievielten Male um eine Ecke bog, gegen einen Mann an, der gerade, einige Pakete im Arm, aus einem Laden trat. Es war ein Frieser vom reinsten Typ, hochgewachsen und blond, mit klargeschnittenen, etwas schweren Zügen.

"Verzeihung", sagte er, höflich an den Hut greifend.

Aus reiner Atemlosigkeit hielt Doralias in ihrem tocken Lauf inne.

"Es lag an mir", stieß sie hervor, „aber ich war in solcher Angst.“

Gelassen und doch gütig schaute er aus seiner fast unwahrscheinlichen Höhe auf sie herab.

"Angst? Woran denn?"

Da erzählte sie, verworren und doch ihm nur allzu verständlich ihr Erlebnis. Sein Gesicht wurde streng und zornig, als er so heftig die Stirn runzelte, daß die starken blonden Brauen eine gerade Linie bildeten.

"Das ist 'ne Sache für die Polizei. Wo war das Haus?"

Aber Doralias kannte nicht einmal den Namen der Straße, geschweige denn die Nummer des Hauses und des Autos. Plötzlich schrie sie auf.

"Meine Tasche! O Gott, meine Tasche! Die hat mir die Here weggerissen. Nun hab' ich kein Geld. Nicht einen Pfennig. Was fang' ich an!" schluchzte sie kläglich. Ihre stolze Unternehmungslust war ganz dahin geschwunden.

(Kortlekuna folat.)

Stadt im Schnee.

Die Welt ist eingewintert, Schneebestäubt,

Die Dächer ducken sich vor Kälte.

Der Menschenlärm, der sonst die Stadt durchsellte,

Kriecht in die Häuser — frostbestäubt.

Ein Schlittentlingeln kläutet wie versonnen,

Ländlich und still — wie Frühlingsluft der Herde.

Man glaubt: die alte Welt hat neu begonnen;

Doch hart und eisern starzt im Frost die Erde.

Walter Medau.

Jahreswende in der Waldblockhütte.

Von Eduard Wienrich (Magdeburg).

Man hat mir kurz vor Beginn der Schonzeit den Auftrag gegeben, von dem „zahlreichen“ Rehbestande noch etliche Riden abzuschießen. Auch auf das „in Mengen“ vorkommende Rot- und Schwarzwild soll ich weidwerlen nach eigener Wahl und Lust. Deshalb bin ich in das im Nordharz gelegene Jagdrevier gefahren, und die Aussicht auf seltene jagdliche Genüsse hat mir trohe Augen gemacht und läßt mir das alte, aber noch leidlich jung gebliebene Jägerherz lebhafter gegen die Rippen pochen.

Meine erste Enttäuschung erlebe ich, als ich von der Kleinbahn in die höheren Gebirgslagen befördert werde. Ich habe mich auf eine Winterlandschaft gefreut, aber weiß steht es nur strichweise da aus, wo alte Schneewehen ihr immer mehr zusammenschrumpfendes Dasein fristen. Und mit diesen spärlichen winterlichen Spuren wird es auch bald zu Ende sein, denn mild wie im Frühling ist die Luft, und dann und wann heruntergehende Regenschauer werden mit den schädigen Resten der Winterherrlichkeit bald ausgeräumt haben.

So bin ich denn mittags im kleinen Blockhause, das auf einer von alten Eichen und jungen Tannen bewachsenen Anhöhe errichtet ist, angekommen. Wasser liefert der durch die Talwiese springende Bach. Ein tüchtiges Feuer prasselt bald im Ofen, das Behaglichkeit schafft und die feuchten Schlafdecken trocknen soll. Dann bin ich mit einem jungen Harzer, der mir die Grenzen zeigen will, fast zwei Stunden unterwegs. Dieser schlanke, lehnige Mensch hat einen unglaublich langen Schritt am Leibe, und ich habe Mühe, ihm dichtauf zu folgen. Und dabei sind meine Erwartungen allmählich bis auf den Gefrierpunkt hinabgerutscht.

Die Reise geht immer an der Holzkante entlang, und wenn ich einmal auf den herrlichen Hochwald deute, dann kommt jedesmal die lakonische Bemerkung „feindlich“ von des Führers Lippen. Also „Betreten mit Jagdausrüstung für mich verboten“. Und ich hätte schon von freier Pirsch durch dieses Waldparadies geträumt.

Schwarzwild fährt sich überhaupt nicht, Rotwild war zwar vor Wochen einmal in den Fluren gewesen, aber seitdem nicht mehr ausgetreten, und die Spuren der tierlichen Schalen des Rehwildes finde ich auch nicht allzu oft im weichen Aderboden.

Eine Stunde vor Sonnenuntergang bin ich auf den halboffenen Hochsit, der sich an einen dichten Tannenbestand anlehnt, geklettert. Vor mir im Grunde eine schmale Wiese, weiter hinaus im Felde dunkle Aderhöhlen, grüne Saat- und Kleestüde.

Sundemiserabel ist das Wetter. Der Weststurm legt mir um die Ohren, und ab und zu prüßt mir ein kalter Regenschauer ins Gesicht. Aber ich denke gar nicht daran, meinen Posten zu verlassen, so lange ich noch Büchsenlicht habe, weil ich auf Wied'rinne. Es wird schätterig. Hinter mir im dichten Tann leises, schläniges Meißengedrö. Ein Weiß kommt über die Flur gestrichen und verischt el über

dem Forst. „Räthch, räthch“, klatet es still und rechts und links im jungen Eichenbestande. Ich nehme den Drilling hoch, aber im selben Augenblick überfallen drei Rehe die schmale Schneewege dicht an der Waldkante. Die weiter zunehmende Dämmerung hat sie verschluckt. Dann und wann will es mir scheinen, als hätte ich den weißen Spiegel eines der Tiere auf dem Stachel meines Zielfernrohrs, aber der Schuß ist mir zu unsicher. Ich mag keines der lieben Geschöpfe frant schießen, deshalb lasse ich den Finger gerade, hoffend, daß es morgen glücken wird. Leise steige ich herab. Dann gebärde ich mich wie ein harmloser Spaziergänger, pfeife mir eins, bis ich weit genug von den Rehen entfernt bin, und benebe mich in die mässig warme Jagdhütte, wo ich heißen Tee trinke und mein einfaches Abendbrot verzehre.

Ich habe mir meine Pfeife angebrannt, überlege, was morgen werden soll, und lese noch eine Zeile. Als mir aber die Augen zufallen wollen, liege ich gleich darauf auf dem Feldbett, lösche das Licht, wickle mich fester in meine Decke und lasse mich vom wilden Liede des Westturmes einsingen.

Der andere Morgen, es ist der letzte des alten Jahres, verläuft jählich ebenso resultatlos wie der vorige Tag, trotzdem ich schon zeitig auf den Läufen bin. Das Wild muß bereits vor werdender Dämmerung wieder zu Holz gezogen sein.

Vor beginnender Abenddämmerung habe ich mich näher der Stelle, wo gestern die Rehe herausstraten, angestellt. Ich stehe leidlich geduldet und warte, wie schon so oft in meinem Leben — vielleicht wieder einmal vergeblich — auf ein Restchen Glück.

In langen Zügen streicht schwarzes Krähenwolk vor dem Weststurm heran. Auf den hohen Eichen haken die düster-schnebeligen Gefellen auf, und ehe sie zur Ruhe kommen, machen sie einen Heidenespektakel.

Das Büchsenlicht ist im Entschwinden. Ich äuge scharf nach rechts, wo der Wind herkommt, aber alles bleibt öde und leer. Langsam wende ich den Kopf nach links und sehe ein langes, rotes „Etwas“ über die dunklen Schollen schleichen. Ein Fuchs ist es, der leckt auf dem Kleeader der Mäuselagd obliegt, denn wenn ich ihn im Glase habe, sehe ich, wie er oft kreuzweise hin und her springt.

Für die Kugel ist es schon zu dunkel, und für den Schrotschuß zu weit. Also mache ich das Maul spit und ahme den Mäuselöffel nach. Trotzdem ich meine, die Augen überall gehabt zu haben, sist Keineke doch auf einmal kaum zwanzig Schritte vor mir in der Biese, wie aus dem Boden gewachsen, und äugt nach meinem Stande. Es ist aut, daß ich das Zielfernrohr schon abgenommen habe. Schnell gehe ich in Anschlag, und ehe der rote Räuber den schlüpfenden Wald erreicht hat, läßt ihn meine Schrotladung verenden.

Ich habe Keineke aufgenommen und gebe, weil es finster geworden ist, der Jagdhütte zu. Na ja, ein Reh ist es ja nun nicht, was ich schoß, aber es ist doch etwas, und schließlich freue ich mich, daß von morgen ab keines der stierlichen Tiere, die ich lieb habe, mehr erschossen werden darf, weil die Schutzzeit mit heute abläuft.

Da ich auf die Befanntschaft der unzähligen Flöhe verzichte, die fast alle Füchse haben, hänge ich den roten Sünden in eine Nichte nahe der Hütte.

Drinnen summt das Wasser auf dem Ofen. Ich will mir zur Feier des Tages und um meine verflammten Lebensgeister wieder zu ermuntern, einen Grog nach der Abendmahlzeit brauen. — Und dann sitze ich auf hartem Schemel am soliden Tische, das dampfende Glas vor mir, und die Kurze zwischen den Zähnen, und versuche die Zeit bis zur Mitternacht mit Lesen totzuschlagen.

Aber ich bin nicht recht bei der Sache, vermag dem Manne, der seine ganze Seele in sein Buch hineinsteckte, nicht zu folgen. Ein eigener Zauber umgibt mich in der letzten Nacht des alten Jahres, wo ich einsam und fern von der nächsten menschlichen Siedlung in des Waldes Blockhütte sitze. Lichtrohe Gedanken fliehen in mir und werden von trüben Bildern, die sich nicht bannen lassen wollen, verdrängt.

Ich starre in den Rauch, den ich aus meiner Pfeife jauge, und höre auf einmal Glöckchen klingen, das der Sturm auf seinen Schwingen zu mir herüberträgt. Ich habe die Tür aufgestoßen. Schwarz wie Tinte steht die Winternacht um mich herum. Am sternlosen Himmel jagen dunkle Wolkenfetzen nach Osten. Hohl brüllt der Sturm durch die Talschlucht, heult zwischen den Kronen der alten Eichen, pfeift im hohen Tannenforste und segt wie die wilde Jagd um das Blockhaus. Das Läuten der Glöden ist verstummt. Der Waldklaus jammert und der Totenvogel ruft gespenstisch sein: „Du — wiet“ in den Hochwald.

Ein dumpfes Gefühl des Verlassenseins kriecht in mir hoch. Da — der Sturm verhält den Atem — höre ich es zu mir über das Feld herüberfliegen, leise, wie von Alersflügeln getragen: „Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren!“ — Da wird es stille in mir.

Holzappel.

Von Hermann Wagner.

Eugen Holzappel gehörte zu jenen Menschen, die nur geringe Sympathie einflößen. Er war ein Prok. Alle, die ihn kennen, freuten sich deshalb, als mir vor einiger Zeit gelang, ihm einen Streich zu spielen. Die Geschichte ist buchstäblich wahr. Wenn ich sie hier erzähle, dann tue ich das nur, um Holzappel mit ihr, weil er es reichlich verdient, noch einmal zu ärgern.

Die Sache war die, daß Holzappel in ein Mädchen verliebt war, das nichts von ihm wissen wollte. Er hielt auch um sie an, doch sie gab ihm einen Korb. Als er sie fragte, warum sie ihn nicht möge, sagte sie ihm, daß sie sich schon längst für einen anderen entschieden habe.

Dieser andere war Karl Bektors. Ein Prachtmenschen übrigens, den alle gut leiden konnten und der nur einen Fehler hatte. Aber dieser Fehler war ein Geburtsfehler, für den er nichts konnte. Karl Bektors war nämlich bettelarm. Er besaß nicht viel mehr als das, was er auf dem Leibe trug. Daß er unter diesen Umständen noch gar nicht daran denken konnte, zu heiraten, wird man ohne weiteres begreifen.

Doch Emma (wie junge Mädchen manchmal sind) gab trotzdem Holzappel, der reich war, einen Korb und beschloß zu warten, bis Karl Bektors so viel beisammen hätte, daß sie beide einen Hausstand gründen könnten. Das verfehlte Holzappel in eine große Wut. Tag und Nacht dachte er darüber nach, wie er sich an seinem Nebenbuhler rächen könnte. Er plante allerlei, führte indessen nichts aus, weil es ihm an Mut fehlte. Bis er plötzlich auf die Idee kam, sich an mich zu wenden.

Er suchte mich auf und überraschte mich mit der Frage, wie viel ich wiege. Er selbst war etwa hundertzwanzig Pfund schwer. Ich wog nahezu das Doppelte.

„Sie sind also gewissermaßen ein Schwergewichtler?“ sagte er bewundernd.

„Ja“, sagte ich, „das bin ich.“

„Können Sie auch boxen?“

Statt einer Antwort hielt ich ihm meine geballte Rechte unter die Nase. Er prallte erschreckt zurück. Zugleich lächelte er hinterlistig und fragte, ob ich Lust habe, mir einen schönen Baken Geld zu verdienen.

„Gewiß“, sagte ich, „es kommt nur darauf an, womit.“

„Können Sie schweigen?“

Ich nickte.

„Gut“, sagte er, „hören Sie mich an.“

Und nun erzählte er mir, was er vorhabe. Es handle sich um den jungen Karl Bektors, an dem er sich rächen wolle. Rächen um jeden Preis.

„Mit einem Wort“, sagte er, „Sie sollen diesen Menschen jämmerlich verbaufen.“

„Ich?“

„Ja, Sie. Sie haben die Figur dazu. Am liebsten würde ich das natürlich selbst tun. Aber ich fürchte, ich werde mit dem Mann nicht fertig.“

„Sm“, sagte ich und hatte im gleichen Augenblick auch selbst eine Idee. Ich hatte die Idee, nicht Karl Bektors, sondern Eugen Holzappel zu verprügeln. Aber nicht mit den Fäusten. Sondern auf eine feinere Art, die er trotzdem Zeit seines Lebens nicht vergessen sollte.

„Ich wäre nicht abgeneigt, Ihren geschätzten Auftrag auszuführen“, sagte ich, nachdem ich eine Weile überlegt hatte, „doch müßte ich zuvor wissen, wie viel Sie für diesen Zweck ausgeben wollen.“

„Fünfhundert Mark“, erklärte Holzappel.

„Das ist zu wenig. Sie müßten mir schon tausend Mark geben, und zwar sofort. Für diesen Betrag will ich Ihren Nebenbuhler aber auch so verprügeln, daß Sie zeitlebens mit Freuden an die Sache denken sollen.“

Nach längerem Zögern erklärte sich Holzappel einverstanden. Er zahlte mir die vereinbarten tausend Mark bar aus. Zugleich stellte er die Bedingung, daß er als Zuschauer dabei sein dürfte, wenn ich Karl Bektors verbaufen würde.

„Gewiß, das sollen Sie sogar.“

„Wann wird die Sache vorstatten gehen?“

„Morgen nachmittag Punkt fünf Uhr.“

„Wo?“

„Ede Kronengasse und Mokassee. Seien Sie pünktlich dort. Sie sollen Ihre Freude an mir erleben.“

Nachdem Holzappel gegangen war, suchte ich sogleich Karl Bektors auf, der nicht wenig erstaunt war, als ich ihn fragte, ob er nicht Lust habe, zu heiraten.

„Lust“, sagte er, „hätte ich wohl, aber mir fehlt das Geld dazu.“

„Wie viel brauchen Sie?“

„Mein Gott, tausend Mark möchten es wohl sein.“

„Die können Sie haben.“

„Von wem?“

„Non mir.“
„Wofür?“

„Dafür, daß Sie sich morgen nachmittag um fünf Uhr
Ede Kronengasse und Mohalle von mir verprügeln lassen.“

„Sind Sie verrückt?“

„Nein“, sagte ich, „aber Sie wären es, wenn Sie die
günstige Gelegenheit, sich die fehlenden tausend Mark zu
verschaffen, ungenützt verstreichen ließen. Sie sind ja jung
und kräftig und halten einen Puff schon aus.“

Und ich erzählte Karl Bekkers, was ich mit dem eifer-
füchtigen Holzapfel vereinbart hatte.

„Solch ein Feigling!“ rief Karl Bekkers aus.

„Ganz recht. Aber können Sie den Menschen für seine
Feigheit bestrafen, als indem Sie sich ausgerechnet
von ihm die tausend Mark bezahlen lassen, die Ihnen zu
Ihrem Glück gerade noch fehlen?“

Karl Bekkers sah das ein und versprach deshalb, mit-
zutun. Wir verabredeten uns also für den nächsten Tag
Punkt fünf. Ede Kronengasse und Mohalle sollte das Er-
eignis konstatieren geben.

Karl Bekkers war pünktlich. Ich war es auch. Auch
Holzapfel war natürlich da. Er lachte höhnisch. Ich setzte,
als ich Karl Bekkers sah, eine provozierende Miene auf.
Er selgte mir seine Häufte. Da stürzte ich auf ihn los.
Der Kampf war kurz und endete für mich siegreich. Karl
Bekkers ging mehrere Male schwer zu Boden. Holzapfel
strahlte. Karl Bekkers stand auf und streckte mir, nachdem
er sich gesäubert hatte (wobei ich ihm half), die offene Hand
entgegen, in die ich ihm die vereinbarten tausend Mark
hineinabgabte.

„Was tun Sie da?“ rief Holzapfel aus.

„Ja“, sagte ich, „glauben Sie denn, daß dieser junge
Mann sich von mir umsonst verprügeln läßt? Ihm fehlen,
damit er heiraten kann, gerade noch tausend Mark. Die
gebe ich ihm, weil er sie sich redlich verdient hat.“

Karl Bekkers steckte das Geld ein, lachte und verbeugte
sich gegen Holzapfel, indem er sagte: „Ich danke!“

Damit ging er davon.

„Sie sind ein Betrüger!“ schrie mich Holzapfel an.

„Holzapfel“, sagte ich, „ich wiege hundertachtzig Pfund.
Wenn Sie so etwas noch einmal sagen, dann verprügele ich
Sie, und zwar diesmal völlig unentgeltlich!“

Holzapfel ging ab nach rechts. Ich ging ab nach links.
Aber seit diesem Tage will Holzapfel nichts mehr von mir
wissen.

Welt u. Wissen

Die Weltsprachen in der neuen Zeit. In einem inter-
essanten Rückblick über die Entwicklung der Weltsprachen
lesen wir im „Erdbildlein für 1927“: Die Entdeckung der
Neuen Welt ermöglichte die Bildung europäischer Welt-
reiche mit überseeischen Besitzungen. Das erste dieser neuen
Weltreiche war Spanien, und so wurde das Spanische zeit-
weilig Weltsprache, aber diese Herrlichkeit wurde schon bald
von Frankreich abgelöst. Der Versuch Richelieus, Fran-
zösisch zur Weltsprache zu machen, scheiterte im 18. Jahrhundert
gelingen zu wollen, aber als Frankreichs politischer Ein-
fluß sank, schrumpfte auch das Reich der französischen Sprache
zusammen. Inzwischen ist bei den andern Völkern der
nationale Gedanke so sehr erstarkt, daß sie das Französische
als Weltsprache in dem früheren Sinne nicht mehr gelten
lassen, und die Franzosen haben selbst mit Bedauern fest-
gestellt, daß der Friedensvertrag von Versailles das frühere
Monopol des Französischen als Diplomatensprache end-
gültig gebrochen hat. Das Englische ist lediglich durch die
Ausdehnung der See- und Handelsmacht Großbritanniens
hochgekommen. Das Deutsche war, wie andere Sprachen,
lange Zeit lediglich Binnensprache. Seine Ausdehnung er-
fuhr es einerseits durch die Zunahme der deutschen Be-
völkerung, andererseits durch die geistigen Leistungen des
Volkes, denen sich dann auch der politische Einfluß zu-
gesellte. Auch nach dem Zusammenbruch des Deutschen
Reiches infolge des Weltkrieges konnte man sehen, daß trotz
der politischen Niederlage die deutsche Sprache sich als
Kultur- und Wissenschaftssprache behauptet hat. Im allgemeinen
aber vermag nur dann eine Sprache sich auszubreiten,
wenn das Volk, das sie spricht, auch politische Geltung be-
sitzt. Ferner ist von Wichtigkeit, daß die Auswanderer an
ihrer Muttersprache festhalten. Das ist aber bei vielen
deutschen Auswanderern nicht der Fall. Namentlich in der
Neuen Welt sind Millionen Deutscher im Amerikanerium
aufgegangen. Hätte Deutschland sich rechtzeitig eigene

Kolonien gesichert, in denen die Auswanderer in ge-
schlossenen Siedlungen ihr Fortkommen gefunden hätten, so
wäre die Zahl der Deutschsprechenden heute um viele
Millionen größer.

Gesellschaft und Mode

Die neue Herrenmode. Es hat stets Aphorismen ge-
geben, die Mode und Liebe — die Mode und Ehe ver-
banden. Eines von den neueren ist: Wenn ein Mann aut
und dabei sachlich angezogen ist, hat er eine Frau, die ihn
liebt. Es stimmt gewiß. Schalten wir die Geldfrage aus.
Kaufen können ist dabei Voraussetzung. Jedoch, falls man
kaufen kann, dann muß in den meisten Fällen die Frau da-
für sorgen, daß für den Mann gekauft wird. Der gutaus-
sehende Mann ist unauffällig, verschwindet unter allen.
Scheinbar ein Gleichgültiger, und dennoch einer, der den
Eingeweihenen die Vorzüge seiner Erscheinung beweist. Der
vorbildliche Sitz ist selbstverständlich. Der Vormittagsanzug
ist ein einfacher Sakko; er wird ja freilich auch am Nach-
mittag getragen. Schwere Schuhe und karierte oder ge-
musterter Strümpfe gehören dazu, sie sind aus Wolle oder
aus einer Verbindung von Wolle und Seide. Die Jacke
wird etwas kürzer, das Beinkleid länger getragen. Alle
Überreibungen sollen vermieden werden. Die taillierte
Form hat aufgehört, das Sakko ist leger gearbeitet, ohne
sich in der Taille zu markieren. Der Herr trägt zum Sakko
ein weißes Leinentaschentuch. Denn es hat überhaupt beim
Anzug des Mannes nur die Berechtigung, sichtbar getragen
zu werden, wenn es ein Gebrauchsgegenstand ist. Als
Handschuhe kommen graue oder pergamentfarbene Wachs-
leder oder aber dicke Nappa in Frage. Der Hut hat einen
stärker toullierten Rand, ein dunkel getöntes Band ist seine
Garnitur. Schon oft ist die Frage nach dem Nachmittags-
anzug aufgeworfen worden. Ja, es gibt einen Nach-
mittagsanzug, der für alle Gelegenheiten des Tages paßt.
Die gestreifte Hose, das schwarze Jackett, zweireihig oder
einreihig geschlossen. Dazu schwarze Weste, niedriger
Hemdtragen und weißes Hemd. Die Engländer, die ja in
Modetragen des stärkeren Geschlechts vorbildlich sind, hin-
gegen tragen nur den Sakko, den sogenannten Geschäfts-
anzug, auch dann, wenn sie bei einer schönen Frau zum
Tee geladen sind.

Die Frau in Hosen — die Mode von 1957. Nachdem
der große Modenkünstler Paul Poiret jüngst unter die
Schauspieler gegangen ist, treibt ihn sein Ehrgeiz nun, sich
auch den Propheten anzugesellen. Freilich gilt seine Vor-
ausage seinem eigenen Fachgebiet, der Mode. „In
dreißig Jahren werden alle Frauen Hosen tragen, und
Röcke werden so der Vergangenheit angehören wie die
langen Haare heute schon.“ So lautet seine, in einem
illustrierten Artikel des „Forums“ niedergelegte Weis-
sagung, und viele führende Modedamen stimmen darin mit
ihm überein, daß alle Anzeichen für die Erfüllung dieser
Prophezeiung sprechen. Als ein unentrinnbares Schicksal,
dem sich keine Frau wird entziehen können, sieht Poiret
diese kommende Mode an. Der amerikanische Geist wird es
sein, der für sie kämpft, während die französischen Mode-
zeichner sich trotz allem stets bemühen werden, die Hosen
durch hosenartige Kleidungsstücke nur vorzutäuschen. „Je
weiter sich der amerikanische Geist ausbreitet“, so führt
Poiret aus, „desto männlicher und strenger wird die
Frauenmode werden. Gar bald werden wir den Hosenrock
in verschiedener Gestalt erleben. Aber die Hosenmode für
Frauen wird keine kurzlebige Erscheinung sein; sie wird so
unentrinnbar alle in ihren Bann ziehen, wie heute das
kurzgeschnittene Haar. Natürlich haben wir heute noch
viele Frauen, die großend beiseite stehen und gegen den
Bubikopf protestieren; aber ich sage es mit aller Bestimm-
theit, daß die Frauen, die sich heute noch weigern, das
goldene Vließ ihrer Haare auf dem Altar zu opfern, bald
von ihnen besiegt sein werden, die läßt zur Schere gegriffen
haben, und daß die, welche allzu lange saubern, schließlich
der Lächerlichkeit anheimfallen werden. Man wird dazu
gelangen, auch die Hosen praktischer und gesünder zu finden
als die bisherige Tracht. Selbst die Abendtoiletten wer-
den einfach und streng werden.“ Die Bilder, die dem
Artikel beigelegt sind, zeigen uns diese Damen der nächsten
Generation. „Eine lapriziöse Dame von 1957“ stellt eine
junge Frau in einem Hosenanzug dar, mit Pelzbesatz an
den Ärmeln und an den Fußknöcheln, während auf einer
zweiten Abbildung das Modell einen sehr kurzen geteilten
Rock aufweist, den lange Samaschen ergänzen, so daß die
Dargestellte viel Ähnlichkeit mit einem Schafhirten des
18. Jahrhunderts zeigt.